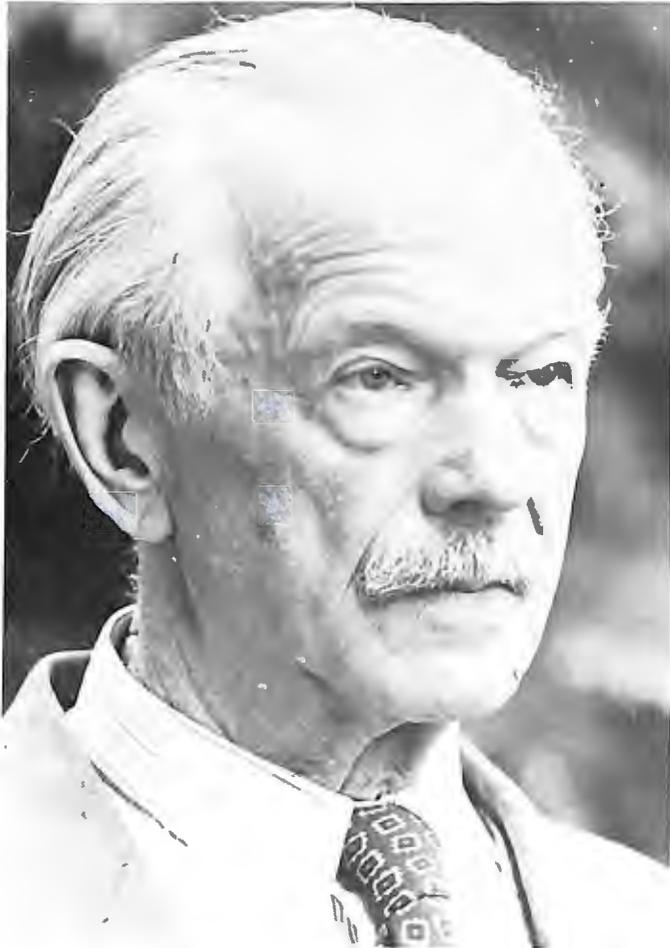




Janis Jaunsudrabinš
Erzählungen vom Möhnesee



Der Dichter Janis Jaunsudrabins (1877 - 1962)

Janis Jaunsudrabins Erzählungen vom Möhnesee

Schriftenreihe
des Heimatvereins Möhnesee

Heft 5

Herausgeber: Heimatverein Möhnesee
Postfach 28, 4773 Möhnesee-Körbecke, Telefon (0 29 24) 284 oder 55 08

Fotos: Archiv des Jaunsudrabins-Museums in Münster

Druck: Gebrüder Wilke GmbH, Buch- und Offsetdruck, 4700 Hamm 1

Herzlicher Dank für die freundliche Genehmigung zum Nachdruck von Erzählungen aus dem Bändchen „Kraniche über dem Möhnesee“ gebührt dem Westfälischen Heimatbund und dem Verlag Aschendorff in Münster.

Erzählungen vom Mönesee	
Der Gang über den See	3
Mit der Angelrute am Mönesee	9
Kraniche über dem Mönesee	11
Am leeren See	13
Spuren im Schnee	15
Die Wildente	16
 Körbecke und das Mondscheinhaus (Auszüge aus dem Buch „Mein Leben“ 1957)	 17
 Dank an meine lettische Heimat	 22
 Janis Jaunsdrabins – der lettische Dichter am Mönesee	 23

Titelfoto: Jaunsdrabins an der Heve

Rückseite: Das „Mondscheinhaus“ am Mönesee-Südufer

Der Gang über den See

Tiefe und weite Gewässer frieren nicht leicht zu. Und wenn sie schon zugefroren sind, tun sich oft mit lautem Knall kleine Spalten auf, als wünschten sie, leichter zu atmen. Ich habe gelesen oder gehört, daß im Burtniekusee in meiner Heimat mitten im Winter so breite Risse entstehen, daß bei der Fahrt über den See Pferde, die daran gewöhnt sind, den Schlitten mit einem geschickten Sprung darüber hinwegreißen, daß jedoch die Fahrt mit unerfahrenen Pferden gefährlich ist. Noch gefährlicher aber sind Deutschlands Talsperren, große Seen, deren es besonders viele im Sauerland gibt. Sie sind nicht übermäßig breit, aber sehr tief, selbst bis zu 50 Meter tief. Auf dem unteren Ende eines solchen Sees könnten leicht die größten Ozeandampfer schwimmen. Doch wer möchte wohl einen Dampfer einsperren? Ich muß dagegen in den letzten Jahren, mehr oder weniger freiwillig, am Ufer eines solchen Sees leben und habe seinen verzweifelten Widerstand gegen die Kälte des Winters bewundern können.

Bei uns in Lettland hieß es: Wenn die Scheiben drei Tage hintereinander zugefroren sind, dann ist auch die Düna zu. Hier ist es anders. Hier frieren die Fenster eine ganze Woche lang zu, das Thermometer zeigt nachts zehn, um Mittag fünf Grad unter Null, Weihnachten steht vor der Tür, aber wenn du zum See hinuntergehst, siehst du, daß er sich wie stets bewegt. Vielleicht ist seine Bewegung ein wenig schwermütiger als sonst, aber das scheint nur so. Das Wasser ist noch nicht genügend abgekühlt. Über dem See liegt ein leichter Nebel. Nur ein abgebrochener Ast oder ein Stein am Ufer, dann und wann vom Wasser bespritzt, vereist. Du kannst meinen, daß es auch so gut wäre. Das Wogen, die Bewegung, die Unruhe schaffen Leben und erhalten es. Ohne Bewegung würde der ganze Weltraum erstarren und dunkel werden.

Es kommen stille Nächte. Auch die Tage sind ohne Wind. Und schau, es sieht aus, als überzöge sich der See mit einer Haut. Häuser, Bäume, Brücken scheinen nicht mehr wie in einem Spiegel wider. Es schimmern nur Farben in nebelhaften, flächigen Streifen. Du gehst hinunter, stößt mit dem Absatz auf, das Eis bricht nicht. Du stellst dich mit beiden Füßen darauf. Unter dir siehst du die Steine und den Sand. Du bewegst dich langsam weiter. Da sirt das Eis plötzlich wie eine springende Saite. Der Klang zieht über die ganze Fläche des Sees. Du springst zurück und machst, daß du schnell an Land kommst.

Wenn dir dann nach ein paar ruhigen Tagen scheint, daß der See nun endlich zugefroren ist, kommt Westwind auf. Hat er irgendwo an einem quelligen Uferstreifen ein Fleckchen offenen Wassers gefunden, so zerrt der Wind daran und reißt es immer weiter und breiter auf. Nach kurzer Zeit wogt der See wie immer. Wieder schnattern die Enten. Die Reiher stelzen an den seichten Stellen oder stehen bis an den Schwanz im Wasser und warten auf Beute. Der Fischer fährt mit seinem alten, roten Motorboot aus und puckert mal zum oberen, mal zum

unteren Teil des Sees. Hier und da sucht auch wohl noch ein allzu besessener Angler an den steilen Stellen einen Barsch oder Hecht mit einem Köderfischchen zu betören, meist ohne Erfolg.

So geht der Winter dahin. Der See bleibt offen. Den Kindern werden keine Eisfreuden beschert. Für die Erwachsenen gibt es keinen geraden Weg über den See, den man zu Fuß gehen könnte. Die Fährboote, die den Verkehr von einem Ufer zum anderen aufrechterhalten, fahren unregelmäßig. Die Leute murren: Es ist kein Winter und auch kein Sommer.

Mal hatte der Frost den See jedoch so weit bezwungen, daß ich einige Jungen die Eisflächen vom jenseitigen zu unserem Ufer überqueren sah. Vernünftige Leute meinten, sie seien nicht recht gescheit, der See sei nur scheinbar zugefroren. Wenn er offen sei, fordere er nicht so viele Leben wie zugefroren. Und wahrhaftig, als am nächsten Tag ein starker Wind wehte, wogte der See schon wieder. Das Eis barst rauschend. Die Grenze des offenen Wassers bewegte sich deutlich sichtbar vorwärts. Um Mitternacht hatte das Eis zu knacken begonnen, um Mittag war der See schon im gesamten Raum von der Delecker bis zur Körbecker Brücke offen, und am Abend hatte das Wasser die dünne Decke zerstört, obwohl es nicht aufgehört hatte zu frieren. Die Eisschollen lagen in einem nicht sehr breiten Streifen des Stockumer Dammes, der den Hauptsee vom Wameler See trennt, aufgestaut.

Zu meiner großen Verwunderung folgte der Kälteperiode diesmal nicht gleich eine Wärmewelle. Der Wind blies drei Tage und brachte doch kein Tauwetter. Plötzlich schlug er um, begann von Nordosten zu brausen und trieb das aufgedämmte Eis auf den See hinaus. Es war mitten im Winter. Das Wasser, das bis zum äußersten abgekühlt war, dunstete nicht mehr aus. Als jetzt der Wind nachließ, fro der See wirklich zu. Die Leute von unserer Waldseite gingen vergnügt übers Eis, um im Marktflecken einzukaufen. Die Schlittschuhläufer flitzten wie Fliegen umher. Mit ihnen, im Gewimmel kaum zu erkennen, rannten kleine und große Hunde, die sich auf dem glatten Eise manchmal überschlugen. Die Sonne beschien nur gerade um die Mittagszeit den Nordrand des Sees. Die ganze Eisdecke lag dunkelblau im Schatten des Bergwaldes. Es gab keinen Schnee.

„Das wäre jetzt ein wunderbares Blinkern!“ dachte ich bei mir, während ich die einst im Flüchtlingslager von lettischen Goldschmieden erworbenen metallenen Köderfischchen betrachtete und dabei an die Waldseen von Rodenpois dachte. Als hätte sie meine Gedanken erraten, meinte Nate:

„Du wolltest doch schon längst einen neuen Fischereischein holen. Jetzt wäre die Gelegenheit günstig. Quer hinüber und dann auf der Landstraße weiter! Es wären nicht mehr als acht Kilometer.“

Ein neues Kalenderjahr hatte begonnen. Meine Angelerlaubnis war abgelaufen. Erst mußte sie erneuert werden, dann konnte ich ruhig Wuhnen schlagen und mit der Zuckangel arbeiten. Die Fischereierlaubnisscheine wurden von der Talsperrenverwaltung ausgegeben, und das Verwaltungsgebäude befand sich am anderen Ende des Sees, beim Staudamm. Jetzt, da der Weg sich um rund

fünf Kilometer verkürzt hatte, war wirklich der günstigste Zeitpunkt, die Angelegenheit in Ordnung zu bringen.

Das war – ich erinnere mich recht gut – am 5. Januar.

Nachdem ich gefrühstückt und mich leicht, aber warm angezogen hatte, tat ich das kleine Eisbeil und die Winterangel in den Rucksack. Diese Winterangel war nichts anderes als ein dünner Kunststoffaden, etwa 50 Meter lang, auf einen kurzen, eingekerbten Bambusstab gewickelt. Nachdem ich noch eine Wegzehrung und echt weibliche Belehrungen erhalten hatte – ich sollte nicht bis zur Dunkelheit ausbleiben, recht vorsichtig gehen, nicht fallen und mir nicht weh tun –, nahm ich einen langen Knüttel und machte mich auf den Weg, nicht ohne versprochen zu haben, alles zu tun, wie man mich geheißt hatte.

Doch kaum war ich unten aufs Eis gekommen, da hatte die glatte Fläche auch schon meinen Sinn geändert. Mich nur ganz leicht abstoßend, schlidderte ich so flink vorwärts, daß ich auf der Stelle beschloß, nicht allein quer hinüber, sondern die ganze Strecke nur übers Eis zu gehen. Die Landstraße hatte doch so viele Windungen! Und dann noch die Hügel! Den einen hinauf und den anderen hinunter! Hier auf dem Eis konnte ich, wenn ich einmal die Richtung genommen hatte, doppelt so schnell in gerader Linie meinem Ziel zustreben. So ging ich nun und blickte aufs Ufer, das immer goldener und heller schimmerte. Die Bäume waren wunderbar bereift. Doch dann schrak ich plötzlich zusammen. Hafeten meine Füße nicht am Eis?

Wahrhaftig, hier war es naß!

Ich trat zurück und schalt mich gleichzeitig einen Hasenfuß. Hier war weiter nichts als eben ein Riß im Eis entstanden, und durch den Riß war Wasser ausgetreten, das das Eis nach einer Stunde noch viel stärker miteinander verschweißt haben würde. Ich sah mir den Spalt an. Er war weiß in der Bruchstelle und zeigte genau, wie dick das Eis war. Es mochten sechs Zentimeter sein, wenn nicht gar mehr.

Mir fiel etwas ein. – Als Jungen gaben wir uns die Hände zu einer Kette und rannten so nach dem Frost einer Nacht über den Teich, wenn ein etwas größerer Stein beim Aufschlag noch im fingerdicken Eis steckenblieb. Das erste Eis war aber auch etwas anderes als das Eis im Frühjahr, wenn es schmolz und, an vielen Stellen von der Sonne durchbohrt, zerfiel. – So liefen wir mit verschlungenen Händen, das Eis bog sich wie ein Laken vor uns, doch wir gelangten über den Teich, ohne einzubrechen. Also – nur weiter ohne Zögern!

Ich ging ohne Furcht, und doch rieselte es mir manchmal so seltsam über den Rücken, wenn ich unter meinen Füßen die Wasserpflanzen so deutlich sah, als gäbe es gar kein Eis. Die voraufgegangenen Eistreiben hatten sie weit vom Ufer hierher gebracht. Ich ging zwar, aber wer hätte mir sagen können, welcher Art jeweils die Wasserschichten sein mochten? Ob sich die Stärke des Eises je nach Tiefe und Wasserbewegung nicht änderte? Deshalb folgte ich sicherheitshalber, wenn es nur mit meiner Richtung übereinstimmte, den alten und neuen Rissen, die mir zeigten, wie dick das Eis war. – Sicher ist sicher, sagte

einstmals mein Freund Miks und sprang nicht über den Graben, sondern machte einen Bogen darum.

Ich kam an die Brücke.

Unter Brücken friert das Wasser meistens schlecht zu. Ich blieb daher stehen und überlegte. Sollte ich nicht doch lieber ans Ufer gehen? Kleine und große Eisschollen waren an jedem Pfeiler zusammengetrieben und lagen hier teils flach, teils mit ihren scharfen Kanten nach oben. Sie waren undurchsichtig, als läge nasser Schnee darauf; aber die Zwischenräume zwischen den Eisschollen, ziemlich große Dreiecke, Vierecke und runde Scheiben, waren grünlich-schwarz, als wäre da Wasser über einer schauerlichen Tiefe. Ich klopfte mit dem Stock auf das Eis, das einen guten Klang gab. So gelangte ich doch unter der Brücke hindurch und fühlte mich wieder, als hätte ich alle Gefahren hinter mir.

Mit dem linken Fuß voran schlidderte ich wie ein Junge durch das weite Tal. Die Sonne wärmte mir angenehm den Rücken. Die Füße froren nicht. Ich zog sogar die Handschuhe aus. Die wunderbare klare Luft flöbte ein starkes Lebensgefühl ein. Es schien, als wären die Menschen, die sich dort auf dem festen Lande bewegten, zwar vernünftig, aber viel zu alt, verglichen mit dem, der hier allein pfeifend über das Wasser ging und dabei in seinem Schädel eine ganz andere Welt und seine Seele in der Hand trug.

Ich erschrak nochmal ein wenig, als ich, am anderen Ende angekommen, auf offenes Wasser unmittelbar am Ufer stieß. Doch das war weder eine Drohung noch ein Hindernis mehr, denn etwas weiter beim Damm kannte ich eine flache Stelle und sah dort auch einige Kinder auf dem Eise spielen. Ich ging dorthin und stieg an Land.

Nachdem ich meinen Fischereischein für das ganze Jahr erstanden hatte, sagte ich mir: Die Hälfte deines Weges hast du jetzt glücklich geschafft. Geh nur ruhig auf der sicheren Landstraße nach Hause. Es ist ja gar nicht so leicht, übers Eis zu laufen. Tun dir nicht deine Waden und Hüften weh von der großen Anstrengung? – Doch meiner Stimme widersprach ein schmeichelnder Geist: Weshalb hast du im Rucksack das kleine Beil? Doch nicht als Ballast! Die Sonne ist, wie du siehst, in den Wolken verschwunden, aber die Kälte hat deshalb nicht nachgelassen. Im Eis kann es keine Veränderung geben. Geh nur quer durch auf deine Seite, auf die Felsen an der Delecker Brücke zu und versuche, ein paar Wuhnen in Ufernähe zu schlagen. – Einer so freundlichen Lockung gehorchte ich gern. – Ich hatte doch einen Stock, mit dem ich an den unsicheren Stellen die Stärke des Eises prüfen konnte. Wenn die Sonne am Vormittag das Nordufer des Sees auch ein wenig aufgetaut hatte, so konnte ich mich doch am Südrand in Sicherheit fühlen.

So ließ ich denn das dicke Ende des langen Stockes vorweggleiten und schlidderte flink drauflos. Dabei horchte ich auf die verschiedenen Geräusche, die vom lebhaften Verkehr dort auf der Landstraße kamen. Da hupten Automobile, brummten Traktoren, polterten Lastzüge und ratterten Motorräder. Aber dann drangen plötzlich scharfe, etwas heisere Stimmen von vorne her an mein Ohr. Viele, unzählige Stimmen!

Enten! Wahrscheinlich eingefrorene Enten, dachte ich und ließ den Blick über die Fläche schweifen, die hier, wo zwei Täler zusammenkamen, etwa zwei Kilometer breit war.

Ja, da war an einer Stelle ein dunkler Streifen, als entstände da soeben beim Fallen des Wassers eine Insel. Doch es war keine unbewegliche Masse. Wahrhaftig, dort im offenen Wasser wimmelte es von Enten, während einige Reiher wie Baumstümpfe in der Nähe auf dem Eise hockten. Die Enten schrien unaufhörlich. Vielleicht waren sie über den so plötzlich hier auf dem glatten See aufgetauchten schwarzen Fleck erstaunt, nachdem hier so lange keine Menschen mehr gesehen worden waren.

Ich blieb stehen und beobachtete. Wenn man die Hand flach über die Augen legte und gut hinschaute, konnte man deutlich sehen, wie sich in Windungen ein Streifen durch das Eis zog, der von anderer Farbe war als die ganze Umgebung. Und in diesem Streifen tummelten sich die Vögel. Ich wurde vorsichtig im Gehen. Nachdem ich noch ein paar hundert Schritte getan hatte, blieb ich plötzlich stehen.

Genauso ein grauer Streifen wie der dort dehnte sich jetzt unmittelbar vor mir aus.

War das nicht ein Spuk?

Ich ging näher. Vielleicht war das Eis gesprungen und das ausgetretene Wasser nicht wieder gefroren, denn nun war es doch nicht mehr so kalt wie heute morgen, wie immer, wenn der Himmel sich bewölkt. Doch als ich dem grauen Streifen näherkam, sah ich mit Schauern, wie das Wasser längs des Eisrandes durch meine Schritte in schaukelnde Bewegung geriet.

Nein, das war kein Spalt, das war ein zehn Meter breiter Kanal.

Ich wich zurück. Doch links vor mir war plötzlich genauso ein Graben, auf dem sich bei einem stärkeren Windstoß feine, dunkle Kräusel bildeten.

Nun war ich wie auf einem langen Floß. Angesichts der großen Tiefe unter mir (obwohl der Mensch auch schon in ganz seichtem Wasser ertrinken kann) erstarrten alle meine Sinne, und ich rannte in dieselbe Richtung zurück, aus der ich gekommen war. Diesmal glückte es mir noch, der Zange zu entgehen, oder, besser gesagt, dem tödlichen Netz zu entfliehen, das schon um mich gezogen war.

Bald erkannte ich an einem eingefrorenen Stück Holz, das ich mir auf meinem Gang am Morgen gemerkt hatte, daß ich mich an sicherer oder wenigstens an einer etwas sichereren Stelle befand. Während ich den Brückenbogen im Auge behielt, unter dem ich am Morgen hindurchgegangen war, strebte ich schnellen Schrittes vorwärts.

Hier war jetzt, etwas rechts hinüber, der felsige Ort, um deswillen ich das Eisbeil im Rucksack mitgenommen hatte. Ei, wie es mich dahin zog! Und trotz aller überstandenen Ängste wandte ich mich nach rechts. Ich gelangte glücklich zu der steilen Felswand, an der ich nicht hätte hinaufklettern können, die mir aber beim Fischen mit der Zugangel einen guten Windschutz bot.

Und hier sei nun eine kleine Episode von diesem schönen Wintersport berichtet.

Das Eis war ziemlich dick und doch nur eine dünne Kruste im Vergleich zu dem Eis meiner Heimat, wo man sich lange mit dem Eispickel zu plagen hatte, ehe ein Loch geschlagen war. Hier brauchte ich nur drei-, viermal zuzuhauen, und das Wasser drang bereits hervor.

Nachdem ich zwölf Löcher geschlagen hatte, senkte ich meinen Blinker ins erste. Die Tiefe nahm fast die Hälfte meiner Schnur auf. Als der Grund erreicht war, klemmte ich die Schnur in den Schlitz des Bambusstöckchens und begann mit viel Hoffnung die gewohnten, schon fast vergessenen Zuckbewegungen. Es war schon so lange her, daß ich zum letztenmal auf diese Weise gefischt hatte!

Fünf Löcher brachten nichts. Aber im sechsten hakte sich etwas Breiflossiges fest, kam jedoch wieder frei. Dann nochmal! Und nun war ein anständiger Barsch dran.

Aus Erfahrung wußte ich, daß man, wenn man wirklich auf einen Barschplatz gestoßen war, in der Regel bei den ersten zehn Zügen einen Biß haben mußte. Wenn man bis dreißig zählte und nichts spürte, saß man vergebens an dieser Stelle.

Einige weitere Löcher waren ebenfalls leer. Dann begannen sie zu beißen. Kurz hintereinander warf ich acht der Reihe nach aufs Eis. Einer war schöner als der andere. Sie schlugen ein wenig hin und her und erstarrten dann wie im Schlaf.

Wieder eine Unterbrechung – dann plötzlich etwas Schweres mit hartnäckigem, starkem Rucken. Schon von weitem zeigte sich im klaren Wasser unter dem durchsichtigen Eis ein großer Hecht. Man konnte sogar sehen, daß der Haken richtig hinter der Lippe saß, jedoch im äußersten Winkel des Maules. Als ich ihn ans Loch herangeführt hatte, stand sein Kopf quer dazu, und es war klar, daß ich ihn so nicht herausbekäme. Deshalb streifte ich schnell meinen Fäustling ab, fuhr mit der Hand ins Wasser und packte ihn glücklich im Genick. Doch wenn man eine leere Hand auch leicht in das wenig große Loch stecken konnte, so kam sie doch jetzt keineswegs heraus. Nun war es so, daß ich den Fisch weder herausziehen konnte noch auch loslassen mochte. Und doch gab es nur diese letztere Möglichkeit, denn das Beil lag zu weit weg.

Ich ließ los, griff nach dem Beil und hackte das Loch flink größer. Ich begann, die Schnur von neuem einzuholen, und zu meiner eigenen Verwunderung saß der Hecht noch fest und kam jetzt ohne großen Widerstand aufs Eis.

Die Beute, eine nicht geringe Anzahl Barsche und ein Hecht von mehreren Pfund, ließ mich alle vorherige Aufregung vergessen. Nun würde es zu den Heiligen Drei Königen eine feine und reiche Mahlzeit geben.

Nach dem Hecht wollten die Barsche weder an der einen noch an der anderen Stelle beißen. Ich packte die Fische und mein Gerät in den Rucksack und ging bei der ersten flachen Stelle an Land, um auf der Landstraße an unserer Seite bis zum Abend nach Hause zu gelangen.

Dort habe ich von dem, was ich gesehen und erlebt hatte, zunächst kein Wort erwähnt, um die Freude über den Fang nicht zu verderben. Es schien mir auch, als wäre das alles nicht recht wert, daß man daran dächte. Aber als ich im Einschlafen war, packte mich ein solches Fieber, daß ich mich erschreckt aufrichtete und bebte. – Ich sah mich auf ganz dünnem Eis zwischen zwei Wasserflächen. Oben war ein grauer Himmel, unter mir ein finsterner Abgrund. Mir trat der kalte Schweiß auf die Stirn. Nachdem ich wieder aufs Bett zurückgesunken war und die Decke über den Kopf gezogen hatte, drehte und warf ich mich lange hin und her, ohne für eins meiner Glieder einen so bequemen Platz zu finden, der mich endlich hätte einschlafen lassen. Ich mußte mehrmals den Weg hin und her machen und dabei den abgelaufenen Tag erneut durchleben.

Doch noch am nächsten Morgen mußte ich denken, daß man kurz vor dem Tode so vielleicht seinen ganzen Lebensweg noch einmal durchleben muß. Denn das menschliche Leben ist doch nichts anderes als ein Gang über einen schwach zugefrorenen See.

Mit der Angelrute am Mönesee

Ich bin Tage hindurch inmitten der grünen Natur gewesen. Wie berauscht bin ich von einem Ort zum anderen gewandert und habe das Leben im Wasser und in der Luft beobachtet, wie es sich in Tausenden schöner Formen regte und bewegte. Meine nackten Füße haben mancherlei Erde, Steine, Bäume und Pflanzen gespürt. Manchmal waren sie scharf wie Messer, manchmal weich und schmiegsam wie warme, lebende Wesen.



Gewässer haben den Dichter immer wieder in ihren Bann gezogen.

Schnelle Flüsse, ruhige Kolke, stille Waldseen, deren Ufer sich wie Laken wiegen, Meere im Norden und im Süden, sie alle haben mich oft in ihren Spiegeln aufgenommen. Kein Freund, keine Freundin hat mir so anhaltendes Wohlgefühl geschenkt wie diese Gewässer, deren Devise es ist, ewig sich zu erneuern.

Jahraus, jahrein hab ich ein und denselben Fluß gesehen und mich gewundert, wie schnell er sein Bett und sein Aussehen verändert. Hier war im vergangenen Jahr noch eine über die Ufer gebeugte Erle, doch in diesem Jahr ist sie nicht mehr da. Bei der Schneeschmelze ist sie in den Fluß gesunken und fortgetragen worden. Oh, wie er gewandert ist, dieser kleine Fluß! Die ganze ebene Niederung ist voll seiner alten Buchten und Windungen . . .

Ich saß im duftenden Gras, versank in Gedanken und vergaß oftmals ganz meine Angel. Halt, zitterte da nicht die Rute? Ich schlug an und zog. Es war ein Barsch, ein Döbel oder ein Rotaugen. Die Beute genügte mir.

An einen fremden Ort gelangt, suche ich zunächst stets Flüsse oder einen See. Nicht, weil es mich treibt, Lebewesen zu töten. Nein. Die Fische mögen auch nicht beißen, ganz wie es ihnen gefällt, aber ich gehe und angle. Es bereitet mir großen Genuß, der schönsten der Naturformen von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen. Welche Mannigfaltigkeit, wieviel hunderterlei Möglichkeiten.

Ich bin in einem Boot auf dem See. Die Sonne geht auf. Der See ist wie ein Spiegel. Nur kleine Fischchen steigen hier und da in großer Zahl, als ob dort ein feiner Regen niederginge. Ein rötlicher Streifen reckt sich glitzernd vom Ufer bis zu meinem Boot und blendet meine Augen. Ich wende der Sonne den Rücken zu und schaue, wie schön sich ihre Strahlen in das Grün des anderen Ufers senken.

Die Sonne steigt, und mein Rücken beginnt sich angenehm zu erwärmen. Kleine Luftströmungen erheben sich und ziehen hier und da rosa oder blaue Striche in die spiegelnde Fläche des Sees. Einen Augenblick noch, und an den Seiten meines Bootes beginnen winzige Wellen zu spülen, als ob dort eine Schar kleiner Kinder plätscherte.

Ein anderes Mal regnet es. Ich sitze und habe den Kopf eingezogen und den Hutrand herabgezogen. Ich schaue, wie ein Tropfen eine große Blase aufwirft und ein anderer sie zerschlägt. Es kommt aber auch vor, daß eine solche Blase eine ganze Weile auf der grauen Wasserfläche treibt. In ihr spiegeln sich alle Ufer und auch ich mit meinem Boot. Ist sie nicht das Auge eines Wassergeistes? Die Fische beißen, und ich fahre nicht an Land. Meine Knie werden naß. An den Schultern dringt die Feuchtigkeit durch. Wenn ich die Hände hebe, gleiten große Tropfen bis zu den Ellbogen, ein seltsames Gefühl – so, als ob man sich schütteln müßte. Aber nein – es ist doch Sommer und so warm.

Es geschieht, daß ich auch dann noch auf dem See bin, wenn die Sonne schon längst untergegangen ist und die lange Abenddämmerung über dem ganzen nördlichen Himmelsrand glüht. Ich habe meine Angelrute schon zusammengelegt, doch ich mag noch nicht zu den Riemen greifen, um ans Land zu rudern . . . Ich habe den Anker, der meist ein an eine Schnur gebundener Stein ist, eingezogen und überlasse mich dem Wasser. Das Boot dreht und wendet

sich. Es steht nicht auf der Stelle, treibt aber auch nirgends ab. Es leuchtet eine goldene Mondsichel.

Eine Maulwurfsgrille schnarrt. Einige Enten fliegen über meinen Kopf hin und verschwinden in der schillernden Luft. Irgendwo wird gesungen. Ein verspätetes Fuhrwerk rumpelt über einen knorrigen Waldweg. „Hallo!“ Ich greife zu den Riemen und fahre heimwärts.

Heimwärts?

Ja. Überall bin ich daheim.

Ich komme in ein ganz fremdes Land, zu fremden Völkern. Ich bin, sagen wir, im Kaukasus. Ringsum erblicke ich lauernde Augen und sehe, daß die Hände der Männer nicht weit von ihren Dolchen sind.

„Ach, Brüder, komme ich so zu euch?“

Ich nehme die Mütze ab, blicke offenen Auges umher, lächle und lege meine Rechte aufs Herz. Das ist eine Sprache, die alle Welt spricht und versteht.

Die finsternen Gesichter erhellen sich, die Hände kreuzen sich auf der Brust, und die Türen aller Hütten tun sich mir weit auf. Ich bin auch hier daheim.

Kraniche über dem Mönesee

Es ist acht Uhr abends. Da ruft meine Frau plötzlich aus: „Kraniche!“

Ich höre auf zu lesen. Es wird so still, daß nur das leise Summen der Petroleumlampe zu hören ist. Und durch die Stille dringen hier und da hohe Töne.

„Mach das Fenster auf“, sage ich.

Und wie nun das Fenster offen ist, kommen mit der nächtlichen Kühle laute Orgelklänge ins Zimmer. Die Kraniche können nicht gerade sehr hoch sein. Zu sehen ist nichts, denn der Himmel ist bewölkt. Es ist auch Nacht. Aber die Luft ist voller Rufe. Sicher haben die Kraniche den See hier unten gesehen. Sie haben sich mit der Wahl ihres nächtlichen Ruheplatzes verspätet. Nun haben sie es nicht mehr leicht. Überall sind Lichtpunkte. Und wo ein Lichtpunkt in der Nähe ist, da ist ein Mensch in der Nähe; und wo ein Mensch ist, da ist Gefahr.

Hier ist Dorf bei Dorf. Hundert helle Fenster. Weiter sind ganze Lichtflächen – große Städte. Die Kraniche, so ahnt man, fliegen zusammen, teilen sich in Keile auf und fallen in Verwirrung auseinander. Wir hören hohe Stimmen und andere etwas tiefere, zwei, vielleicht drei Töne in der Weite des Himmels. Schließlich klingen die Stimmen ferner, leichter, bis sie ganz verlöschen.

Die Augen trüben sich. Ich schließe nicht nur das Fenster, sondern auch das Buch. Nach einer guten Weile, nachdem ich sicher bin, daß meine Stimme nicht mehr zittert, erzähle ich in der Stimmung von vorhin:

„Weißt du, dort in der Heimat war der Hof, auf dem ich aufgewachsen bin. Und dort, an einem Frühlingsmorgen, sicher im April, denn die Birken hatten schon

rosa Knospen, dort hörte ich, als ich vor die Tür gelaufen war, genau die gleichen Kranichrufe. Nur kamen sie nicht aus der Luft. Ruhig sagte dann und wann eine höhere Stimme etwas, und eine andere, tiefere, antwortete. Die Kraniche waren in der Nähe, gleich hinter dem kleinen Moor.

Es war ein kühler, aber stiller Morgen. Ich lief ins Haus, zog flink meinen Rock an und rannte hinunter, ohne jemandem etwas davon gesagt zu haben. Dann ging mein Weg am Feldrand entlang, um das Moor herum und auf das Birkengehölz zu. Die Rufe waren immer noch zu hören. Und nun waren sie schon näher. Das Herz klopfte mir bis an den Hals. Ich konnte nicht so schnell vorwärtskommen, wie ich es gern gewollt hätte. Zuerst mußte ich noch durch ein kleines Stück Wiese waten, über das man nicht laufen konnte, weil das Wasser über dem Moos stand. – Wenn sie nur nicht schon aufflügen!

Und da waren sie ja auch schon. Durch die rissigen Birkenstämme hindurch sah ich Nachbars Acker. Der war voller Kraniche. Wie Schafe weideten da die großen Vögel, mit gesenkten Hälsen. Nur zwei standen Wache und riefen sich ab und zu etwas zu.

Was mochten sie da wohl fressen? Das junge Gras, das soeben zu sprießen begann? Kleine Tiere? Würmer? Vielleicht fanden sie noch eine Hafergranne oder ein Gerstenkorn? Denn im vergangenen Jahr hatte hier Sommergetreide gestanden . . .

Der Mensch ist mit dem Erreichten nie zufrieden, und ein Kind erst recht nicht. Gleich nebenan war ein Weideplatz mit Grauerlen, Wacholder und kleinen Birken. Wenn ich unbemerkt dort in die Büsche gelangte, dann konnte ich ganz nahe an die Vögel heranschleichen. Ich blies die Backen auf und rannte los. Aber schon im Laufen hörte ich, wie die Wächter der Kraniche sich mit ganz anderer Stimme als vorhin zuriefen, und mit ihnen vereinigte sich eine ganze Schar anderer Stimmen. Da blieb ich stehen, denn es hatte keinen Sinn, weiterzulaufen.

Die Vögel hoben die Flügel wie große Umschlagtücher und lösten sich, einer nach dem anderen, mit großen Sprüngen vom Boden. Nun wurden ihre Stimmen noch klangvoller. Im ungeordneten Haufen flogen die Kraniche westwärts, dann wandten sie sich, nachdem sie höher waren, nach Süden, begannen eine Kette zu bilden, und, als sie über mir waren, nach Norden; waren aber dann schon so hoch, daß sie nicht größer aussahen als Krähen. Nur die langen Häse kündeten von einer anderen Art.

Ich hätte weinen mögen, so leid tat es mir um die Davongeflogenen, so leid tat ich mir selbst, daß ich in der nassen Wiese bleiben mußte. Solange die Vögel noch nicht aufgefliegen waren, gehörte irgendetwas von ihnen zu mir, von mir zu ihnen. Nun waren sie hoch. Mit schien, als nähmen die Kraniche den besten Teil von mir mit sich fort, und das, was von mir hier blieb, spürte nur, daß die Füße froren.

Weh tat es damals wie jetzt. Nur daß es mich damals zu dem Fremden, Niegesehenen, zu den großen Höhen zog; jetzt sehnte ich mich nach dem Gewohnten, Bekannten, nach Hause."

Am leeren See

Zwei Sommer lang habe ich echte Seefreuden genießen können. Durch eines meiner Fenster schien die Sonne, wenn sie über den Hügeln von Wamel aufging, und durch das andere sah ich sie hinter den Buchen von Delecke untergehen. Das eine wie das andere Mal schlug sie eine goldene Brücke über den blassen Wasserspiegel des Mönhesees, und ich wurde des Anblicks nicht müde.

Die Alteingesessenen hatten mir vom trockenen Sommer des Jahres 1947 erzählt, als der Seegrund bis Körbecke und sogar noch weiter aufgetaucht war, und als sie vom Südufer über die Jahrhunderte alte Möhnebrücke zum Einkauf der Lebensmittelrationen gegangen waren.

Als ich davon hörte, hatte auch ich den Wunsch, einmal eine solch großartige Verwandlung der Natur zu erleben. Nun hat sich diese Wandlung vollzogen. Der See ist seit dem Sommer mit jedem Tag tiefer und tiefer gesunken. Ich kann auf der uralten Brücke stehen, unter der das ewige Wasser der Möhne rauscht. Ich wate längs des Flusses und versuche, ihm nahezukommen, doch der lehmgige Grund zieht mir die Schuhe von den Füßen.

Hier unten sind die Grundmauern von Häusern aufgetaucht, auch kleine Brücken über Gräben, die zum Fluß führen. Unterhalb von Körbecke scheint eine Wassermühle gestanden zu haben. Ganze Hügel, felsige Vorsprünge sind sichtbar geworden, aber versunkene Kirchen, von denen man reden hörte, sieht man noch nirgends.

Das Wasser fällt und fällt, und die Landschaft verändert sich immer schneller. Das Ruhrtal braucht Wasser, deshalb wird die Möhnetalsperre nicht geschlossen. Man könnte den See mit einem Menschen vergleichen, der über seine Mittel lebt.

Wohl ist schon mal eine Regenwolke gekommen, es hat sogar schon einmal einen halben Tag lang geregnet, doch das Wasser hat auch nicht einen Augenblick aufgehört zu fallen.

Der Fischer hat größere Fänge denn je. Es heißt, daß schon mehrere Behälter mit Hechten und anderen Edelfischen gefüllt seien. Man erzählt, daß Karpfen mit elektrischem Strom gefangen würden. Für den Angler bleibt nur das, was sich am Ende des Sees im Flußbett aufhält, wo das Wasser zu fließen aufhört. Dort wadet er durch halben Schlamm und holt sich seine Beute. Anfangs waren das hie und da noch Barsche und Brexen. Jetzt sind nur noch Plötzen übriggeblieben.

Aber nicht nur der Fischer und der Sportangler holen sich ihre Beute. Mit ihnen um die Wette sind ganze Vogelschwärme bemüht. Hunderte von Enten schnattern auf dem seichten Wasser. Möwen, die bei hohem Wasserstand nie gesehen wurden, fliegen jetzt mit klagenden Rufen daher und stürzen sich auf die Pfützen, durch die langhalsige Reiher und sogar Krähen waten.

Doch nicht genug damit, daß die günstige Gelegenheit von den Geschöpfen genützt wird, die gewissermaßen das Fischereirecht haben, – man sieht auch

jeden Morgen längs des Sees und am Flußufer auf dem Streifen, den das seit gestern gefallene Wasser zurückgelassen hat, neue runde Fußstapfen wie eine Perlenkette aufgereiht: dort hat der Fuchs seine regelmäßige Streife durch das Revier gemacht.

Blickt man ins Möhnetal, so wird einem das Herz immer schwerer. Die Tage sind kürzer und dunkler geworden. Der bewaldete Berghang schaut düster drein, seitdem der riesige Spiegel des Sees ihn nicht mehr anleuchtet. Das ganze weite Tal ist nichts weiter als eine bleiche Wüstenei. Sogar der Fluß ist schon so tief gesunken, daß er nur noch in den Biegungen, deren es nicht viele gibt, ein wenig hervorschimmert . . .

Wäre es Sommer gewesen, so würde jetzt Grün aus der Erde sprießen, doch nun entstehen überall Risse im Boden, der der gewohnten Nässe hart. Es scheint, als riefen alle noch am Leben gebliebenen Wesen dort unten am Ende des Sees unaufhörlich, daß Gott doch endlich die Wolkenschleusen öffnen und das ganze Tal mit klarem Wasser füllen möchte.

Und das kann zur größten Überraschung und zur unsäglichen Freude aller in drei Tagen geschehen.



Im Arbeitszimmer im „Mondscheinhaus“ am Möhnesee.

Es sage niemand, daß keine Wunder geschehen. Kaum habe ich den Punkt gesetzt, da schlugen schwere Tropfen eines echten Herbstregens ans Fenster und jetzt, da ich den Brief an die Redaktion zur Post gebe, sind schon dreißig Stunden vergangen, in denen es ununterbrochen geregnet hat. Und in unserem Tal beginnt sich das Wasser zu sammeln – doch vorläufig ist es gelber als das Wasser des Nils.

Spuren im Schnee

Der Städter, besonders der Großstädter, kann sich nicht vorstellen, wie die Welt sich verändern kann, wenn die Erde weißer wird als der Himmel. Selbst mich, der ich so gut wie im Walde wohne, hat der Winter in diesem Jahr mit seiner plötzlichen Schönheit überrascht. Es hatte doch die ganze Zeit geregnet. Regen und Dunkelheit! Die Tage waren eher wie Nächte. Es machte keine Freude, aus dem Hause zu gehen. Und dann war das Fenster eines Morgens wie mit einem weißen Tuch verhängt. Es war kaum sieben Uhr. Ich blies meine Petroleumlampe aus, und schau, draußen vor dem Fenster standen die Fichten wie Schneewehen, wie weiße Gestalten, die bereit waren, einzutreten, wenn man sie darum bäte. Der Wind, der die ganze Nacht geheult hatte, schwieg jetzt. Die Fichtenwipfel, auf die sich der weiche Schnee dicht und schwer gelegt hatte, ragten wie unzählige Stufen in den grauen Himmel. Ich öffnete das Fenster, um dem so lange nicht erlebten Wunder näher zu sein. Doch, nachdem ich ein paar Bissen gefrühstückt hatte, ging ich in den Wald hinaus. Denn von klein auf ist meine Leidenschaft, die Spuren der Vögel und Tiere zu beobachten.

Ich wandte mich dem nächsten Waldwinkel zu, ging ein Stück auf dem Waldweg entlang. Nur eine Spur war da, und die stammte von des Nachbarn Hund, der seinen Morgenlauf hier gemacht hatte.

Bald begann es wieder zu schneien, und es schneite den ganzen Tag. Die Fichtenzweige bogen sich unter dem Gewicht. Obwohl der Wind die Bäume sichtbar schaukelte, war der Schnee doch weich und klebte immer fester in den Zweigen. Als es nun am Abend aufhörte zu schneien und in der Nacht der Mond im Osten aufging, machten sich alle Tiere des Waldes auf die Suche nach Futter. Und nun fand ich am nächsten Tag ein reiches Netz von Spuren. Von den Kaninchen, Eichhörnchen und Hasen abgesehen, hatte gleich hier auf unserem Grundstück der Fuchs einen Bogen geschlagen und hier und da mit seiner Rute einen Strich in den Schnee gezogen. Weiter oben waren zwei Rehe durch das schief hängende Tor eines verlassenem Wochenendhäuschens gegangen. Ihre spitzen Hufe hatten sich tief in den Schnee eingedrückt, und dazu so sauber, daß man sie in Bronze hätte gießen können. Die Rehe waren ruhig an dem Schild vorbeigegangen, auf dem, wer weiß weshalb, in englischer Sprache geschrieben stand: „Warning! No Entry. Dangerous to life.“ Das Häuschen war von einem hohen Stacheldrahtzaun umgeben. Zurück waren die Rehe nicht gekommen.

Ich hatte kein Interesse daran, nachzusehen, ob sie zur Mittagsruhe dort im Garten geblieben oder ob sie über den stacheligen Zaun gesprungen waren. Ich ging weiter und erblickte schon von weitem drei Spurengleise quer über den Pfad.

Dort hatten Schweine mit ihren mächtigen Beinen den Schnee gefurcht. Sie waren vom Quellgrund am Fuße des Berges heraufgekommen. In den Fußspuren war der Schnee mit gelblichem Lehm beschmutzt.

Ich stieg höher, ging weiter, tiefer in den Wald hinein. Der Schnee reichte hier fast bis an die Knie. Ich wollte die Spuren von Hirschen entdecken, aber die waren wohl scheuer und hielten sich fern von den menschlichen Behausungen. Während ich mich jedoch mit den kreuz und quer laufenden Spuren beschäftigte, traf ich ein lebendes Geschöpf, und das war ein Mensch.

Ich hatte mich wie im Traum in die Wälder meiner Heimat zurückversetzt und redete den Menschen in der Sprache meiner Heimat an. Und als der Mensch in der seinen überrascht fragte, ob ich nicht eine Büchse unter dem Mantel verborgen hielte, knöpfte ich nicht nur meinen Mantel, sondern auch meinen Rock auf.

Dann lächelten wir uns an.

Der Mensch war ein Förster, in gut bezahlter Stellung, und dennoch sehnte er sich fort von hier. Denn was war denn der Arnsberger Wald gegen den mächtigen Thüringer Wald?

Wir verstanden uns.

Die Wildente

Ich sitze am Möhnesee, oberhalb der Wameler Brücke, im Schatten eines Gebüsches. Um mich ist ein blauer Sommermittag. Die Sonne scheint in leichtem Dunst zu schwimmen. Auf den Gräsern liegt ein rosa Schimmer, von ihren Strahlen, und auf den Blättern der Bäume schillert ihr gleißendes Licht, wohin ich nur den Blick wende. Ich habe die Angel ausgeworfen und die Rute auf einen Weidenzweig gestützt. In dem ehemaligen Flußbett ist nicht die geringste Strömung. Ich sitze und fühle, wie mein Blut voll der Sonne, des Sommers und des Duftes Tausender Blüten ist. Da, auf einmal . . . Was plätschert da so leicht unmittelbar am Ufer, zu meinen Füßen?

Ach, es ist eine Wildente mit einer ganzen Schar flaumiger Jungen. Sie steckt den Kopf unter Wasser, sucht nach Nahrung im Schlamm und lehrt die Kleinen, das gleiche zu tun. Wenn sie ihren Kopf aus dem Wasser hebt, rieselt es wie Tau von ihrem Hals, und aufmerksam hält sie Umschau. Sie richtet ihr Auge, das wie eine kleine schwarze Perle schimmert, unmittelbar auf mich, ohne jedoch Böses zu ahnen. – Vielleicht war es ein Stein, vielleicht ein Baumstumpf, der dort über den Blüten des Ufers herausragte? – Sie steckt den Kopf wieder unters Wasser, und die Kleinen machen es ihr nach. So ziehen sie langsam längs des Ufers flußaufwärts.

Bäume, Blüten, Erde, Luft, alles, was es da gibt, sei es nun reglos oder voller Leben, – wir sind ein Leib und eine Seele. Daß mein Gehirn all dieses weiter umfaßt, das macht auch meine Gefühlswelt weiter. Sonst gleiche ich dem Baum, in dessen Schatten ich sitze, und dem unschuldigen Vogel, der mich ohne Furcht anschaut, wenn ich meine Hand nicht gegen ihn erhebe.

KÖRBECKE UND DAS MONDSCHINHAUS*

Körbecke, wo es mir glückte, ein Sommerhäuschen zu beziehen, ist kein bekanntes Dorf. Aber in Westfalen, vielleicht sogar in ganz Deutschland, kennt man den schönen Möhnesee, an dessen Ufer dieses Jahrhunderte alte Dorf liegt. Nach Norden erstrecken sich weite Felder um das Dorf, aber nach Süden hinter dem See, wo wir wohnen – Wälder, Wälder. Denn hier beginnt schon das Sauerland, bis zu 900 m hohe Berge, einer hinter dem anderen, einer höher als der andere. Meist sind sie steil und felsig, landwirtschaftlich unbebaubar, deshalb bewaldet. Die Dörfer und Städte liegen in den Tälern oder an leichter zugänglichen Bergen. Die Straßen, alle asphaltiert, schlängeln sich neben Bächen und Flüssen zwischen den Bergen hindurch, wo es zuweilen auch weite Täler gibt. Das Land ist schön. Wenn ich jünger wäre, könnte ich dieses Stücklein Land vielleicht noch lieb gewinnen; jetzt nehme ich es nur als Notwendigkeit an.

Den Namen „Mondscheinhaus“ bekam unser Häuschen erst im Laufe der Zeit. Er basiert auf einem Wortspiel, denn „Mehne“ würden wir auf Lettisch das Wort „Möhne“ aussprechen, so wie der Fluß heißt, der das Wasser zum Stausee seines Namens bringt. Da nun unser Häuschen am Ufer des Sees liegt und zu allem noch ein Sommerhaus ist, können wir es der Kürze wegen getrost „Mėnesnica“ nennen, was soviel bedeutet wie Mondscheinhaus. An den Mondschein erinnerte auch das schwache Petroleum- oder Kerzenlicht in den Wintermonaten der ersten Zeit, und das war wohl noch ein triftiger Grund, das schlecht beleuchtete Haus als Mondscheinhaus zu bezeichnen. Jetzt kommt es sogar schon vor, daß auch die Deutschen in ihrer Übersetzung den Namen „Mondscheinhaus“ übernehmen und meinen: „Welch ein poetischer Name!“

Als wir in das Haus der Ostermanns eingezogen sind, das noch vor dem Krieg gebaut ist, hatte kein Raum des Obergeschosses eine Tür. Durch die Wände, den Boden und die Decke schimmerte stellenweise das Licht. Diese Mängel wurden gleich im ersten Jahr beseitigt: Die Decke ist mit Glasfaserwatte bezogen worden, und anstelle der Lagerdecken wurden Türen eingehängt. Das Haus stand damals umgeben von jungen Fichten, die kaum höher waren als wir. Unser Haus hatte ein braunes Dach aus Dachziegeln. Neben unserem stand ein etwas größeres Gebäude mit hellrotem Dach, Dr. Grossharts Haus; die Eigentümer wohnten in Dortmund. Einen Viertelkilometer nach links stand eine große Jugendherberge, und ein weiteres stattliches Gebäude: das Blindenheim. Das war wohl auch so ziemlich alles hier am Südufer. Später, als ich die Umgebung besser kennenlernte, fand ich insgesamt sieben Häuser und noch einige, die noch gebaut wurden.

Zuerst waren wir drei Familien im Haus, und wir wünschten uns daher mehr Ruhe. Aber als wir dann allein blieben, hatten wir es öfter mit der Angst zu tun. Denn vor uns war nur die Wasserfläche, so breit wie die Daugava, hinter dem Haus lag ein endloser Wald. Es gab Beängstigendes: Die Engländer schrien

*) aus dem Buch „Mein Leben“ (1957)

nachts unbändig; manchmal hörten wir auch Hilferufe, aber was wären wir für Helfer gewesen – so verriegelten wir die Türen und Fenster. Im Wald heulten die Füchse. Ganz in der Nähe war der Wald von Wildschweinen aufgewühlt. Wir waren hier wie in einer märchenhaften Vorzeit.

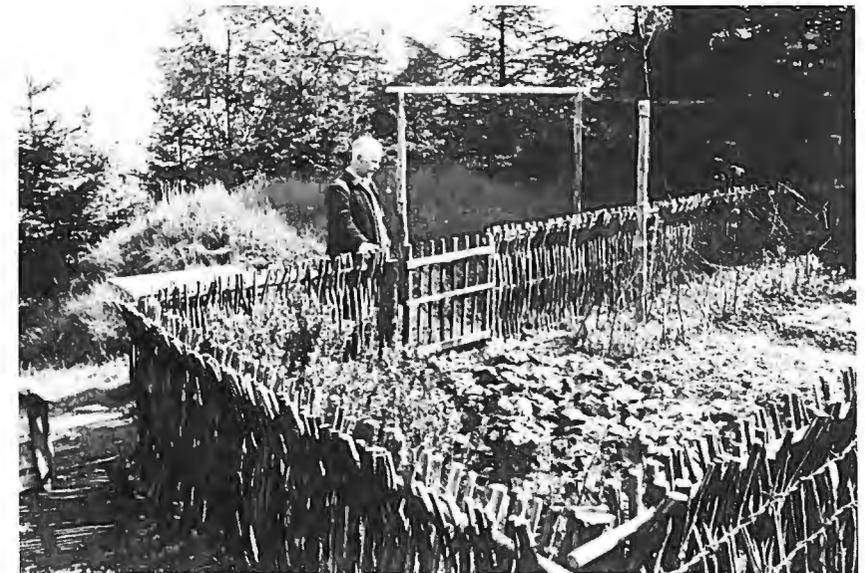
Im Erdgeschoß des Hauses gab es einen großen geschlossenen Vorbau, von dem eine Tür in die Küche, die andere ins Obergeschoß und in das Bad führten. Die Besitzer hatten versprochen, eine zweite Außentür in die Giebelwand zu hauen, genau gegenüber von den Treppen, die zu unseren Wohnräumen führten – zwei kleine Zimmerchen mit fünf Wänden, wie ein Gast sie mal beschrieben hatte. Eine Vorratskammer war neben der Küche. Die Zimmer des Obergeschosses, ganz ähnlich den unsrigen, standen den Eigentümern zur Verfügung, wenn sie sich mal im Sommerurlaub zum Baden einfanden.

Als wir einzogen, gab es keinen Strom und keinen Wasseranschluß im Hause. Zwei Winter und drei Sommer trug Nate das Wasser von einem Haus heran, das hinter fünf Grundstücken lag. Für die Wäsche und zum Baden habe ich es auch manchmal vom See gerade bergauf herbeigetragen. Bis einmal die Bewohner der Nachbarhäuser, auch Flüchtlinge von anderswo her, uns zuflüsternten, sie hätten vor, sich heimlich an die Wasserleitung anzuschließen, die hier die Straße längs zu den Engländern hin ging. Wir stimmten mit Freuden zu, besonders deshalb, weil in der Küche und im Bad schon die Wasserhähne und Wasserbecken beim Bau des Hauses mit eingebaut worden waren. Es ist gar nicht zu beschreiben, wie froh wir waren, als die ersten Wasserstrahlen in das Gefäß flossen, mit dem wir es hunderte Male von einem fernen fremden Haus getragen hatten. In trockenen Zeiten war es ja nicht ganz so schlimm, aber wenn man von den Fichten mit tropfendem Wasser bespritzt wurde, wenn der lehmige Boden aufweichte oder im Winter der Pfad mit Eis bedeckt war, dann war es schon manchmal beschwerlich. Noch jetzt regt sich Nate auf, wenn sie an jene Zeiten erinnert wird. Ich bin in der ganzen Zeit wohl nur dreimal hingegangen, aber die Freude meiner Frau über das fließende Wasser kann ich sehr wohl einschätzen.

Als wir das Wasser bekommen hatten, fingen wir an, uns auch nach Licht zu sehnen. Genau an unserem Haus gingen zwei Elektroleitungen vorbei. Direkt vom nächsten Eisenmast konnten Leitungen zum Hausgiebel gespannt werden. Aber die Anschließungskosten waren sehr hoch, so daß die Besitzer, die kein Licht brauchten, weil sie sich im Winter hier nicht blicken ließen, mit dem Anschluß zögerten. Es vergingen Monate, es vergingen Jahre, bis wir helles Licht bekamen. Immer, wenn Nate mit dem Fünf-Liter-Kanister voll Petroleum vom Dorf zurückkam oder wenn der altmodischen Lampe der Zylinder zerbrach und in keinem Laden sowas zu bekommen war, kamen Nate die Tränen. Solange bis Herr Stöpler die Sache in seine Hände nahm und erreichte, daß die Besitzer jeweils hundert Mark zusammenlegten, wir dreihundert Mark dazuzahlten und so das Haus mit minimalen Lichtpunkten versorgt wurde. Das war der zweite große Freudentag im Mondscheinhaus, und wir lachten über den Luxus. Seit die letzten Petroleumminuten vorüber sind, strahlt es so hell wie das Sonnenlicht selbst im Mondscheinhaus.

Wie schon gesagt, – gute, gebildete, herzliche Menschen sind unsere Hauswirte. Schon allein darum, daß sich die Miete nicht erhöht. Wir zahlten, wie am Anfang, 25 Deutsche Mark im Monat, was bestimmt nicht viel ist. Jetzt noch benutzen wir einige Möbel von ihnen: Tisch, Bett, Stühle nach Bedarf, bis vorigen Winter sogar ihren kleinen Kohleofen. Wenn sie nicht hier sind und wir Besuch haben, dürfen wir ihre Zimmer benutzen. Nur Untermieter sind nicht gestattet; die wünschen wir selbst auch nicht.

Am besten gefällt mir hier am Mondscheinhaus, daß es möglich ist, ein Stückchen Boden zu bearbeiten. Als Garten kann es noch nicht bezeichnet werden, weil wir es nicht schaffen, alle großen und kleinen Steine aus dem Lehm zu lesen. Die werfen wir über den Zaun auf die Straße, wo sie bald festgetreten sind. Aber im Garten sind nach dem nächsten Umgraben neue da. Dagegen verschwinden alle organischen Stoffe, die ich vom Seeufer herauftrage, oder von der Chaussee auflese, wie gelegentlich Pferdeäpfel, genauso der Inhalt von allen Gruben am Hause, spurlos in den Boden. In der Landwirtschaftsschule wurde mir beigebracht, daß der Mensch nur so viel Land braucht, um sich gut zu ernähren, wie seine Exkremente zur Düngung ausreichen. Aber das ist nur Theorie. In der Praxis schaffen wir es nicht. Wir müssen verschiedene chemische Pulver zu Hilfe nehmen, und selbst dann holen wir Gemüse aus dem Laden des Mack. Trotzdem bleiben an unserem Gärtchen oberhalb des Hauses, an dem eine ungepflasterte und schattige Straße entlangführt, Passanten stehen und freuen sich an dem Anblick. Da steht zuerst neben der werdenden Weißdornhecke eine Reihe Sonnenblumen. Dann Beete mit verschiedenem Gemüse.



**Ein Stück lettische Heimat:
der selbstgefertigte Zaun um den Gemüsegarten hinter dem „Mondscheinhaus“.**

Dann zwei Birnbäume und zwei Pflaumenbäume. Zwei Pfirsichbäume, die schon Früchte trugen, mußten jedoch ausgegraben und verbrannt werden, weil die Blätter braun wurden, runzelten und kein Spritzen die Bäume retten konnte. Zusätzlich steht entlang der Hecke eine Reihe Schwarze Johannisbeeren, die aus dem Wald stammen, herrlich angewachsen sind und große Beeren tragen. Zum Einmachen haben wir immer genügend eigene Schwarze Johannisbeeren. Zwischen den Beerensträuchern blühen selbstgesäte Ringelblumen, hell, ja fast rosig, mit gelben und auch braunen Mitten, beinahe solche, wie in den Steppen des Kaukasus. Man kann sich einfach nicht satt sehen!

An der südlichen Hauswand entlang ist ein einen halben Meter breiter Streifen Erde freigelassen. Dort glühen Tomaten in der Sonne, die auch meistens rot werden. Nur im letzten verregneten Sommer blühten sie erst Ende Juli, und bis zum ersten Frost wurden sie nicht größer als Waldäpfel. In solchen Fällen trösteten wir uns: nächstes Jahr!

Ein Gartenende ist von allen Seiten mit einem echt lettischen Zaun umrandet. Zwischen jeweils drei dünnen Latten des einen Meter hohen Gatters sind Tannenzweige geflochten. Die habe ich nach und nach aus dem Wald geholt, wo die Zweige von gefälltten Bäumen unverbrannt liegen geblieben sind. Der Förster kennt mich schon und verbietet es nicht. Für eine Mark kann ich eine offizielle Erlaubnis zum Sammeln von Trockenholz bekommen. Wenn in den nahen Eichen- und Buchengebieten Holz geschlagen wird, dann hole ich mit dem Leiterwagen so viel Holz zusammen, daß mein Schuppen, den ich im ersten Jahr eigenhändig aufgebaut habe, voll von Reisig und armdicken Ästen ist.

Nur von der Wand des Mondscheinhauses mit den Tomaten zu erzählen wäre zu wenig. An dem sieben Meter langen Gatter auf der östlichen Seite werden immer groß blühende Blumen gepflanzt: viele Tulpen, Gladiolen und verschiedene Rosenarten. Dazwischen wachsen mehrjährige Stauden: Hortensien, Buschrosen, Tränende Herzen.

Auf der westlichen Seite des Hauses können nur auf kurzen Abständen Blumen gepflanzt werden und zwar an den Verandafenstern entlang. Dort blühen meist Dahlien, die so wachsen, daß der untere Teil der Verandafenster bedeckt ist, indem sie mit den Zimmerpflanzen, Geranien und Fuchsien, zusammenwachsen und so gemeinsam in einer Melodie blühen. Ein Stückchen weiter an der Hauswand werfen drei mächtige Ebereschen Schatten, die für sich genommen auch Blumen sind, sogar zweifach hinreißend, indem sie im Frühling weiße Blüten, zum Sommerausklang grelle rote Beeren tragen. Wir ärgern uns nur über die grauen Stare, die meist in ein paar Tagen alle Bäume abgeräumt haben. Wir haben ja nicht die Absicht die Beeren einzumachen, dazu ist sehr viel Zucker nötig, aber sie sollten hängen bleiben, damit wir sie, wie in Lettland, bis in den tiefen Winter sehen können.

Die Nordseite beiderseits des Eingangs entlang der ganzen Veranda ist zu schattig, so daß dort kaum etwas gedeiht. Allein der Dachvorsprung ist ansehnlich breit, und die Äste der Tannen reichen fast bis unter das Dach. Die Sonne kommt nicht durch. Das Erdreich ist schwarz, scheinbar sehr fett und feucht, doch alles kümmert vor sich hin. Hier sollte man Blumen pflanzen, die durch ih-

re Blätter wirken, wir aber ziehen Blüten vor und räumen diesen Platz der Kresse ein . . .

Doch das ist noch nicht alles. Der größte Teil des Grundstückes erstreckt sich bis zur Straße hinunter, bis zur Chaussee, die ihrerseits am Seeufer entlang führt. Dieses gesamte Gelände ist ebenso wie der obere Streifen kürzlich aufgeforstet worden. Als wir einzogen, fanden wir an der Vorderseite des Hauses ein undurchdringliches Unterholz vor. Im Tannendickicht standen mannshoher Farn und noch höherer Weißdorn und verschiedene dornige Büsche, an denen die Kleider hängen blieben, sobald man den Pfad verließ. Eines Nachts, als noch die Engländer hier waren, verschwand unser Stuhl, der vor der Haustür gestanden hatte. Ihn fanden wir erst im nächsten Sommer wieder, einige Meter abwärts im Gebüsch. Völlig bemoost.

In den umliegenden Wäldern kennen wir uns so gut aus, daß wir uns beim Beernpflücken und Pilzesuchen nicht verirren, egal wie weit wir wandern. Der Wald hat uns viel gegeben, vom Brennholz bis zu den Bucheckern, die uns am Anfang die nötigen Fettstoffe lieferten. Ja, im Herbst haben wir so viele gesammelt, bis zum Überdruß scharrend in raschelnden Blättern, daß wir sieben Liter fertiges Öl gewonnen haben. Zum Glück war damals ein trockener und sonniger Herbst. Die ganze Waldanhöhe sah aus wie ein lettisches Moosbeerenmoor, voll mit Beerensammlern.

In der Zeit der englischen Besatzer bin ich oft zu den weitentfernten Forellenbächen gegangen und brachte manchen schönen Fisch nach Hause. Auch wer von meinen wenigen Gästen Lust hatte, ein bißchen länger als einen Tag zu bleiben, konnte diese Freude genießen. Später mußte ich mich auf den See beschränken, der für meinen Anglergeschmack das langweiligste Gewässer ist.

Wie gerne erinnere ich mich an die Zeiten, als ich manchmal bei Morgengrauen aus dem Hause ging und im Wald Rehe traf und Wildschweine, die sich grunzend nach allen Seiten warfen, während ich selbst in der Dunkelheit des Waldes unbemerkt blieb. Einmal sah ich einen stattlichen Hirsch mit Geweih nur einige Schritte von mir entfernt gegen das Morgenlicht stehen. Wäre ich ein Jäger, würde ich vielleicht in der Mitte des Geweihs ein Kreuz sehen, wie einst Eustachius. Manchmal erschrecke ich mich, wenn plötzlich Rehböcke erscheinen, und noch mehr, wenn einer der kleinen Hirsche, die aus Japan eingeführt sind, grelle Schreie ausstößt.



Janis Jaunsudrabins mit seiner Frau Nate (1953).

DANK AN MEINE LETTISCHE HEIMAT

(ausgesprochen an seinem 80. Geburtstag)

„ . . . Der größte Dank gilt meiner hohen und hehren Mutter Lettland – „Latvi-ja“. Ihren Namen nennend, sehe ich im Geiste die Erde und den Himmel, die mich nach ihrem Antlitz geformt haben. Dank für ihre milden Winter und für ihre linden Sommer. Dank für ihre leichten Frühlingswolken über meinem Knabenkopf. Nirgends mehr in der Welt habe ich solche Wolken gesehen. Dank für die Lieder des Volkes, die nirgends anders zu hören sind. Dank für die weiche, biegsame und liebevolle Sprache, die nur in Lettland gesprochen wird. – Möge Gott es schützen, dieses Land, heute und für alle Zeiten . . .“.

JANIS JAUNSUDRABINS – DER LETTISCHE DICHTER AM MÖHNESEE

Es ist schon etwas Eigentümliches: Schönheit und Eigenart einer Landschaft werden oft von Fremden tiefer erlebt und stärker empfunden als von der Mehrzahl jener, die in die betreffende Landschaft hineingeboren wurden und sie mit Fug und Recht als ihre Heimat betrachten. Der lettische Dichter Janis Jaunsudrabins ist dafür Zeuge. Seine Aufgeschlossenheit für die Natur, der er auch in der Fremde die Begegnung mit vertrauten Naturphänomenen verdankt, prägt auch jene aus der großen Zahl seiner Erzählungen, die am Möhnesee entstanden und die das Land zwischen Haar und Sauerland zum Gegenstand haben. Seine Erlebnisse vom Wechsel der Jahreszeiten und seine Empfindungen für die Natur lassen in vielen Lesern ähnliche Saiten anklängen und ähnliche Bilder und Stimmungen wieder auftauchen. Der Lärm und die Unrast unserer Tage drohen zwar die Welt des stillen Betrachters zu überrollen. Manchmal aber bieten sich am See, an den Bächen und an den Waldufern dem aufgeschlossenen Zeitgenossen auch heute noch eben jene Eindrücke dar, die Jaunsudrabins so meisterhaft beschrieben hat.

Janis Jaunsudrabins kommt als Flüchtling an den Möhnesee. 14 von 85 Jahren seines Lebens verbringt er hier, ohne wirklich eine „neue Heimat“ zu finden. Wald, Bäche und Ufer werden ihm zwar vertraut. Dazu verhelfen ihm schon die enge Verbundenheit mit der Natur in seiner lettischen Heimat und der Umstand, daß ihn zumindest manche Naturphänomene an Vertrautes erinnern. Mit seinem Herzen und seinen Gedanken aber bleibt er bis zuletzt in jenem Lande, das sein Denken und Empfinden prägte und in dem die Menschen jene Sprache sprechen, in der er seine Romane, Erzählungen, Gedichte und Theaterstücke schrieb: in Lettland.

Dort wurde er am 25. August 1877 in der Gemeinde Nereta geboren. Seine Kindheit ist durch die Härte des Landarbeiterlebens geprägt. Als Dreijähriger verliert er den Vater. Die Mutter zieht mit ihm nach Riekstini. Hier ist der Ort seiner Kindheitserlebnisse, denen er in seinem „Weißen Buch“ zahlreiche Erzählungen widmet. Für den Hütejungen gibt es keinen geordneten Schulbesuch. Und doch erwirbt er einen Grundstock an Wissen und Bildung, der ihm den Besuch der Landwirtschaftsschule gestattet. Von 1897 bis 1899 arbeitet er als Gutsverwalter.

Nebenher beginnt er Geschichten zu schreiben und Bilder zu malen. Auf den Besuch der Kunstschule in Riga folgen 1905 eine Studienreise nach München und seine erste Gemäldeausstellung. In den Jahren 1908 und 1909 ist er in Berlin Meisterschüler von Lovis Corinth. Inzwischen sind sein erstes Schauspiel, sein Roman „Aija“ und mehrere Erzählungen entstanden. In den Jahren 1913 bis 1915 erscheint „Das weiße Buch“ mit seinen eigenen Illustrationen. In kurzer Zeit wird Jaunsudrabins in seiner Heimat einer der meistgelesenen Autoren.

Während des Ersten Weltkriegs teilt er schon einmal das Schicksal vieler Flüchtlinge. Er lebt im Kaukasus, schreibt und malt. Nach der Gründung des

freien Staates Lettland 1918 kehrt er dorthin zurück und widmet sich ganz der schriftstellerischen Arbeit, für die ihm Ehre und auch staatliche Anerkennung zuteil werden. In allen Schichten der Bevölkerung wird er als Dichter verehrt.

Der Einmarsch der russischen Armee in Lettland zwingt Jaunsudrabins zur Flucht nach Deutschland. 1944 trifft er mit seiner Frau Nate, mit der er seit 1941 verheiratet ist, in Bielefeld ein. Bünde, Werfen und Greven sind weitere Stationen auf dem Wege des Dichters, der schließlich am 17. April 1948 in Körbecke eine Bleibe für den Rest seines Lebens findet. Hier wird er im Laufe der Jahre zum Orientierungspunkt für viele Schicksalsgefährten. Etliche lettische Landsleute finden bei ihm Rat und Hilfe. In körperlicher und geistiger Rüstigkeit kann er an seinem dichterischen und malerischen Werk weiterschaffen.

Am 28. August 1962 stirbt Janis Jaunsudrabins. Ein arbeitsreiches und schicksalschweres Leben hat sein Ende gefunden. Vergessen ist der lettische Dichter nicht! Die lettischen Organisationen begehnen die Geburts- und Todestage ihres berühmten Landsmannes in würdigem Gedenken. Der 105. Geburts- und 20. Todestag des Dichters ist der Anlaß zu einer Gedenkfeier in Körbecke am 4. September 1982 und zugleich zur Neuherausgabe dieser kleinen Sammlung von Erzählungen vom Möhnesee, die größtenteils bereits einmal in dem Bändchen „Kraniche über dem Möhnesee“ des Westfälischen Heimatbundes erschienen. In Körbecke erinnern die Grabstätte auf dem alten Friedhof, das „Mondscheinhaus“ am Südufer und ein Gedenkzimmer mit dem dichterischen Werk, einem Teil der Gemälde, Handschriften, Fotoalben und Lichtbilder an Janis Jaunsudrabins. Im Lettischen Gymnasium in Münster ist ein Jaunsudrabins-Zimmer original so eingerichtet wie das Arbeitszimmer des Dichters im „Mondscheinhaus“ am Möhnesee-Südufer.

Der Schriftsteller Hannes Tuch berichtete wiederholt von seinen Begegnungen mit Janis Jaunsudrabins am Möhnesee, zuletzt für die Gedenkfeier am 4. September 1982. Die beiden waren im Laufe der Jahre Freunde geworden.

„Aus seinen Augen glänzte die Freude des Wiedersehens. Das war immer der gleiche Eindruck. Wir schienen mit der Grundstücksgrenze eine Landesgrenze zu überschreiten, wir kamen nach Klein-Lettland. Da war der aus Fichtenzweigen geflochtene „Lettenzaun“ um den kleinen Garten, dann war da eine Anlage zum Räuchern von Fischen auf lettische Art, Körbe und feingeflochtene Matten aus Fichtenwurzeln hingen und lagen dort . . . J. J. hatte versucht, für sich und seine Frau Nate eine Heimat über dem Möhnesee zu schaffen. Über allem aber schwebte ein Hauch von Trauer und Entsagung. Man merkte, daß hier Menschen waren, die nach langer Flucht ihr Gepäck hier abgestellt hatten, aber noch nicht ganz an eine Bleibe glaubten. Einmal, es war gegen Abend, zeigte J. J. mit der Hand über den See, der eben von der sinkenden Sonne überstrahlt wurde. „Das ist schön, aber einem Abendrot über den Seen meiner Heimat kommt es nicht gleich. Nichts in der ganzen Welt kann mir das ersetzen“, sagte er leise.



Jaunsudrabins bearbeitet Teile für den geflochtenen lettischen Zaun, von dem auch in dem Auszug aus den Lebenserinnerungen des Dichters („Körbecke und das Mondscheinhaus“) die Rede ist.

